

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Flieger über London.

Eine Londoner Erzählung aus den Spätherbsttagen 1916.

Von Justus Schoenthal.

(Fortsetzung.)

4. Kapitel.

War Office.

Der Hauptmann war eigentlich etwas enttäuscht, als das Auto vor dem Kriegsamt hielt. Er hatte sich den ganzen Stadtteil etwas anders vorgestellt. Wenn früher der Name Westminster fiel, so stand in seiner Einbildungskraft eine Stadt mit breiten Straßen und vornehmen Palästen auf. Breit waren die Straßen wohl und an palastähnlichen Häusern war er auch vorübergefahren; aber er vermisse die Vornehmheit an den Häusern und jenes weisevolle Gefühl in sich selbst, das ihn sonst an Stätten mit berühmter geschichtlicher Ueberlieferung beschlich. . . . Das Ganze bot das Bild überladenen Reichtums, doch nicht des guten Geschmacks.

Er entlohnte den Kraftwagenführer und betrat das Gebäude.

Zufällig warf er noch einen Blick zurück: Gerade fuhr ein anderer Wagen vor. Am Schlag trug er ein lateinisches B auf dunklem Grunde und darüber die Grafenkrone.

Ihm entstieg ein Offizier in Oberstenuniform. Kein Zweifel, das war Viscount Branch, von dem gestern Lady Ethyl erzählt.

Longford stieg langsam die Treppe hinauf; sein zerschossenes Bein schmerzte ihn heute mehr denn je; es war wie gelähmt. Der Klimawechsel schien der kaum vernarbten Wunde wenig zuträglich zu sein.

So holte ihn der Oberst rasch ein. Der Hauptmann machte die übliche Ehrenbezeugung; der andere dankte zerküsst und verschwand im nächsten Augenblick am Treppenaufgang des ersten Geschosses.

Longford folgte ohne Eile.

Oben zeigte eine Tafel, wohin er sich zu wenden hatte.

„Offizierswartezimmer . . . Zimmer Nr. 101.“

Er schritt einen langen Korridor entlang, der einen feuchten, doch nicht allzu modrigen Geruch ausströmte. Die frische Kalkfarbe war wohl noch nicht ganz eingetrocknet. In der Mitte des Bodens waren die Steinfliesen von langen, schmutziggroßen Gummiläufern bedeckt, so daß der junge Offizier, der den eigenen Schritt nicht mehr vernahm, sich selbst beinahe wie ein Einbrecher vorkam.

Er lächelte zufrieden vor sich hin. Nun ja, so eine Art Einbrecher war man sicherlich. . . . Oder war sein Vorhaben nicht Einbruch in letzter Deutung?

Er wunderte sich, daß sein Herz nicht schneller schlug und seine Pulse nicht jäher gegen die Wände der Adern pochten. — Teufel auch! Er hatte immer Nerven wie Schiffstau besessen.

Zimmer 101! — Richtig! Beinahe wäre er dran vorbeigelaufen.

Er drückte die schmiedeeiserne Klinke nieder und befand sich in einem nüchtern ausgestatteten, sauber gehaltenen Raume, der eher dem Wartezimmer eines Untersuchungsrichters gleich.

Ein grünbezogenes, altmodisches Sofa stand in einer Ecke am Fenster. Rechts vom Fenster ein anscheinend zweckloses Wandtischchen, daneben ein abgebrauchter Rohrstuhl. An der gegenüberliegenden Wand ein Büchergestell vom Boden bis zur Decke. . . . Noch ein Tisch mit einer Wasserkaraffe und Gläsern. Ein Kleiderständer und einige unbequeme Stühle. Den Fußboden deckte rotbraunes Linoleum, das frisch und glänzend gewacht war.

In der Sofaecke saß ein Major und sah schweigsam zum Fenster hinaus. Der Oberst, dem er auf der Treppe begegnet war, ging im Zimmer auf und ab, die Hände auf den Hüften gelegt.

Der Hauptmann grüßte nochmals und ließ sich dann auf dem Rohrstuhl neben dem zwecklosen Wandtischchen nieder.

Keiner der drei Offiziere rebete ein Wort.

In der Nähe schlug ein Glockenspiel im Viertelstakt zweimal an.

Halb elf Uhr.

Ob dies die Glocke der Westminsterabtei war?

Longford versuchte, mit einem Blick durchs Fenster etwas von der nächsten Umgebung zu erfassen. Aber er sah nur auf einen unmauerten Hof und ein paar graue Dächer.

So verging eine geraume Weile.

Der Major brütete noch immer in seiner Sofaecke; der Oberst schritt noch immer vom Fenster zur Tür, von der Tür zum Fenster.

Da stand Longford auf und trat an das Büchergestell.

Es waren meist Zeitschriftenbände, die hier in Reih und Glied standen. Englische Fachblätter über das Heerwesen. Auch die Ranglisten. In der untersten Reihe waren die Bände der „France militaire“ untergebracht und ganz oben fanden sich sogar einige Jahrgänge vom deutschen „Militärwochenblatt“.

Der junge Offizier nahm einen Jahrgang der „France militaire“ heraus und blätterte gelangweilt darin. Ein dicker Stempel „War Office“, der fast auf jeder zweiten Seite sichtbar ward, erwies das amtliche Eigentum.

Das nahe Glockenspiel zeigte eine weitere Viertelstunde an.

Mit dem Öffnen sich hastig ein Türspalt. Das etwas aufgebundene Gesicht eines ältlichen Dieners erschien und rief mit erschreckend lauter Stimme in die Stille des Zimmers:

„Major Rallington . . . Excellenz läßt bitten . . . Zimmer 105!“

Der Major strebte aus seiner Sofaecke hoch. Er strich sich mit der linken über den etwas schütterten Scheitel, knipste

mit der Rechten einige gar nicht vorhandene Staubkörner von seinem Uniformrock und ging mit kurzem Gruß hinaus. Der Oberst hatte für einen Augenblick seinen Gang durchs Zimmer unterbrochen. Jetzt setzte er die Wanderung wieder fort.

Longford besann sich, wie er ein Gespräch anknüpfen könnte. Sein Herzschlag war doch allmählich stärker geworden. Die angespannten Nerven brauchten eine Ablenkung. Ueberdies wünschte er die Bekanntschaft des Obersten zu machen. Sie konnte ihm in jedem Falle, gleichgültig, ob sein Vorhaben gelang oder nicht, von Nutzen sein. Doch der Viscount schenkte dem jungen Offizier nicht die mindeste Beachtung.

Im Zimmer war es drückend schwül. Der graugestrichene Heizkörper unter dem Fenster schien nur allzu reichlich mit heißem Wasser gespeist zu sein. Wenn auch die Bergarbeiter in Wales drüben in Ausstand getreten waren — das Kriessamt litt offenbar nicht Mangel an Kohlen.

Longford fand den Aufenthalt im Zimmer fast unerträglich. Die Hitze und gleichzeitig die Stille, dabei das ruhelose Hin- und Herwandern des verbissen dreinschauenden Obersten. Er mußte sich Luft machen.

„Verzeihung, Colonel, finden Sie es hier auch so mörderisch heiß? Darf ich nicht das Fenster etwas öffnen oder die Heizung abstellen?“

Der Angeredete sah flüchtig, fast geistesabwesend, auf. Dann vollführte er eine nachlässige Handbewegung.

„Aber bitte, bitte!“ Und setzte die unterbrochene Wanderung fort.

Der Hauptmann rückte den Hebel etwas nach rechts und öffnete das Fenster.

Gott sei Dank! Diese Stille war ja wahnsinnerregend gewesen; jetzt drang wenigstens aus der Ferne ein dumpfer, unentwirrbarer Lärm herein. Es klang wie das Rollen von Eisenbahnzügen. Vielleicht der „Tube“, die Untergrundbahn, dachte Longford. Vielleicht das Brodeln der City, die da hinten irgendwo sein mußte. Die kühle Novemberluft, die hereinströmte, erquickte ihn.

Er versuchte abermals, ein Gespräch mit dem stummen Zimmergenossen einzuleiten.

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Oberst, . . . ich möchte mich gerne melden lassen, bin aber hier fremd. Darf ich mir die Frage erlauben, ob Herr Oberst schon gemeldet ist?“

Viscount Branch blieb stehen und sagte hart: „Nein, Kap't'n, ich bin noch nicht gemeldet!“ — Und begann von neuem zu wandern.

Longford zernagte die Unterlippe. Der Typus des englischen Edelmanns, dachte er, unnahbar, hochmütig. . . Im nächsten Augenblick aber verwarf er dies Urteil wieder. Schließlich hatte der Viscount bitter genug an seinen Sorgen zu tragen. Ihm mochte wohl der Sinn auf andere Dinge stehen als auf ein unterhaltames Viertelstündchen im Offizierswartezimmer des Kriegsamts.

Longford sah ihm aufmerksam zu.

Der Viscount war eine hochgewachsene, in den Schultern etwas gedrungene Gestalt. Er konnte etwa vierzig Jahre zählen. In sein braunes Haupthaar hatte sich hier und da, besonders an den Schläfen, ein weißes Fädchen gemischt. Das Gesicht war fast bartlos; ein kurzgeschorenes Schnurrbartchen bedeckte die Oberlippe.

Inzwischen war aber wohl dem Oberst selbst der Gedanke gekommen, daß die Höflichkeit es erfordere, ein paar Worte an den jüngeren Kameraden zu richten.

„Sie . . . sind verwundet, Kap't'n? Vermutlich in Pensionsangelegenheiten hier?“

„Nein, Herr Oberst, ich habe die Absicht, hier im Stabe anzukommen, nachdem ich für die Front nicht mehr tauglich bin.“

„Brav! Brav!“ Des Obersten Stimme wurde wärmer. „Wie war doch der Name gleich?“

„Longford . . . Captain Longford von den Ottawafällilieren.“

Der andere dankte durch eine leichte Kopfbewegung. „Viscount Branch“ erwiderte er, „falls Sie meinen Namen überhört haben sollten.“ Dann legte er wieder die Hände auf den Rücken und ging auf und ab.

Longford fröstelte. Er schloß die Fenster. Gräßlich . . . gräßlich . . . dieses Warten vor der Entscheldung!

Das aufgedunsene Gesicht des Dieners erschien wieder unter der Tür.

„Wünscht einer der Herren gemeldet zu werden? — In Pensionsangelegenheiten . . . Generalmajor Turner, Zimmer 216, eine Treppe höher!“

Der Viscount reichte dem Diener die Karte. Longford lächelte vor sich hin. Man schien es hier im Hause nicht gewöhnt zu sein, daß ein verwundeter Offizier in anderen als Pensionsangelegenheiten vorsprechen könne. Er gab dem Diener auch seine Karte, mit dem Beifügen, er wünsche Seiner Exzellenz gemeldet zu werden.

Der Diener ließ die Tür hinter sich ins Schloß schnappen.

Der Oberst nahm das Gespräch wieder auf.

„Ottawafälliliere . . . ? Schade um das schöne Regiment. . . sind böse mitgenommen worden. Wieviel mögen noch leben?“

Longford zuckte die Achseln.

„Ich kann es Ihnen leider nicht sagen, Colonel. Als ich aufwachte, lag ich in einem weißbezogenen Bett und neben mir sagte ein weibliches Wesen in deutscher Sprache: „Ach, jetzt ist er aufgewacht!“

„Wie? In deutscher Sprache? . . . Das heißt, wie war der Name? . . . Longford, Longford?! . . . Sie sind vermutlich der Offizier, der aus dem deutschen Feldlazarett über die holländische Grenze entwich. Richtig! Ich habe ja erst heute morgen Ihren Namen gelesen. Sie haben gestern einen Journalisten als vermeintlichen Spion festnehmen lassen? „Neueste Heldentat des Captain Longford, der aus der deutschen Gefangenschaft entfloh!“

Longford runzelte die Stirn und sagte bescheiden;

„Ohne Reklamegeschrei geht es ja bei den Herren von der Presse nicht!“

„Schlimm genug, daß wir mit solchen Mädchen die Kriegsbegeisterung weden und schüren müssen, bei Gott, schlimm genug. — Vorgestern sah ich einen Werbeaufzug durch die Straßen von Kensington ziehen. Ich sage Ihnen, Brechreiz erzeugend. Kann mir kaum denken, daß ein innerlich so vornehm gesinnter Mensch wie Lord Derby solch einen Unsinn aushecken konnte, wie diese Werbeaufzüge. Und doch geschicht's in seinem Namen. Einfach fürchterlich. Als ob der Krieg eine Brettbühne wäre! Nein, ich habe die Hoffnung aufgegeben. Wir täten gut, uns mit Anstand aus der Affäre zu ziehen. Aber ich fürchte, es wird schon nicht mehr möglich sein. Wir verdienen es ja auch gar nicht anders . . . 1915 oder Altenglands weltgeschichtliche Schande!“

Der junge Offizier verbehlte schlecht sein Erstaunen. Das war nun bereits der zweite Londoner, der so fühlte. Er glaubte ja fast, Lord Southcliffe sprechen zu hören. Dachte man hierzulande wirklich so abschätzig über den Krieg und die britischen Aussichten?

„Verzeihung, Colonel, aber sehen Sie nicht zu schwarz?“

„Wollte Gott, Sie hätten recht, Kap't'n — Natürlich werden wir den Krieg nicht bis zur Vernichtung und Selbstertrümmerung verlieren. Um so mit einem Male aus der Weltgeschichte ausgelilgt zu werden, dazu sind wir glücklicherweise zu zählebig. Wir sind die Erben eines viel zu umfangreichen Vermögens, als daß wir es so auf einmal durchbringen könnten. . . . Aber . . . es ist der Anfang vom Ende! Wenn die Lavine erst ins Rollen kommt — ich möchte nicht mein Enkel sein! — Sie waren ja auch an der Front. Ist es Ihnen denn nicht aufgefallen, wie wir an Haupt und Gliedern verderbt sind?“

Der junge Offizier tat, als besänne er sich. — Unglaublich! Dieser Freimut der Meinungsäußerung war wirklich nur in England denkbar . . .

„Ich wüßte im Augenblick kein Beispiel, Herr Oberst.“

„Nun, — möglich, daß bei Ihren Kanadiern sich der Uebelstand nicht so stark bemerkbar macht. Aber . . . na, ich will Ihnen ein Beispiel geben, daß Ihnen die Haare zu Berge stehen sollen. — Also, wir stehen bei Voos. Sie wissen, Gefechte vom 7. oder 8. Oktober. Ich gebe schon am Abend den Befehl. Schriftlich für jedes Bataillon, damit kein Mißverständnis alles vereitelt. Das erste Bataillon wartet die Artillerievorbereitung ab: diese dauert bis 7 Uhr 45; um 7 Uhr 50 beginnt der Sturm; das zweite Bataillon folgt um 8 Uhr dichtauf, um die Bresche zu verbreitern; ich selbst bleibe beim dritten Bataillon in Bereitschaft, um, wo Not am Mann ist, einzuspringen und den Erfolg vollkommen zu machen. Das zweite Bataillon stellt genügend Leute ab, um den Regimentsstab fortgesetzt durch den Fernsprecher

Aber alle Phasen des Gefechts unterrichtet zu halten. — Sie verstehen?"

Der Hauptmann hörte ohne sichtliche Teilnahme zu. Er wußte ja, wie dergleichen Sturmangriffe begonnen und — wie sie beendet wurden. Erst höllisches Trommelfeuer mit unaussprechlicher Munitionsverschwendung. Wähnt man dann die feindliche Stellung fürmreiß, so drängt man in dichten Schwarmlinien vor und — wird vom Maschinengewehrfeuer niedergemäht. Wozu also die Erzählung? Es war ja immer dasselbe. Die Truppen trug nicht die mindeste Schuld, auch wohl nicht die Führung. Die Stellung des Gegners war eben fest.

(Fortsetzung folgt.)

Odessa.

Wo heute rauschendes Leben durch die breiten, stolzen Straßen von Odessa sich ergießt, da stand vor jetzt 125 Jahren ein elendes türkeisch-tartarisches Dörfchen, das sich um die Befestigung Hadji-Bey gruppierte. Der Befehl Katharinas II. rief die neue Stadt ins Leben, und man gab ihr einen Namen, der an den großen griechischen Seefahrer, an Odysseus, erinnert und der von dem in der Nähe vermuteten antiken Hafen Odysseus hergenommen ist. Es ging aber zunächst mit dieser zarischen Gründung nur langsam voran; und noch im Anfange des 19. Jahrhunderts war Odessa



immer nur noch ein trauriges Varietendörf. Seinen großen Aufschwung verdankt es der Verleihung der Vollfreiheit für alle Einfuhrgüter, die Alexander I. im Jahre 1811 Odessa gewährte. Da begann es sich im amerikanischen Stile zu entwickeln; es riß den ganzen Handel Südrußlands an sich, es wuchs und breitete sich aus, und heut ist es eine Halbmillionsstadt, die im Gebiete des früheren Rußlands nur hinter Petersburg, Moskau und Warschau an Volkszahl zurückbleibt. Mit keiner dieser Städte aber läßt sich Odessa vergleichen. Nicht nur die geschichtlichen Erinnerungen fehlen ihm — es fehlt ihm im Grunde auch überhaupt das nationale Gepräge. Odessa ist keine russische Stadt; es ist eine Stadt des Südens, die in vielem an Marseille erinnert, und es ist eine Stadt des Orients. Die Verwandtschaft mit Marseille ist schon durch das Klima gegeben. Zwar kennt Odessa harte Winterfälle, aber den größten Teil des Jahres herrscht doch ein südliches Klima und im Sommer brennt die Sonne mit unbarmherziger Glut. Unter diesen Verhältnissen rückt das Leben aus den Häusern auf die Straße, und die Stadt erfüllt sich mit jenem eigentümlich lauten, bunten und erregten Verkehr, den nur der Süden kennt. Den besonderen Einschlag gibt dann die orientalische Note. Hier trifft sich der ganze Osten: Tartaren und Rumänen, Türken und Bulgaren, Armenier, Kaukasier, Levantiner und Griechen; dazu die Juden, die ein volles Drittel der Bevölkerung bilden. Und all das kennt in Odessa nur ein Ziel: den Gewinn und den Lebensgenuss. Hier gelten Ideale wenig, und die Universalität spielt im Leben der Stadt eine untergeordnete Rolle. Hier jagt alles nach Gold, und der ungeheure Reichtum der Ukraine, der dem Hafen von Odessa zufließt, bietet ja unendliche Möglichkeiten des Gewinnes. Sie haben auch große Fremdenkolonien angelockt: Deutsche, Franzosen, Italiener, Engländer; alle Sprachen schwirren durcheinander. Ostliches und Westliches begegnen sich; in den Wirtshäusern und Kaffeehäusern, in den Seebädern, auf den „Datschen“ der reichen Kaufleute geht es hoch her; glänzende Wagen durchrollen die breiten Straßen und in dem prachtvollen Theater funkelt es von Brillanten. Aber drunter, in der Tiefe, da murren es in dieser tollen Stadt ohne Unterlaß. Sie ist ein ewiger

Balkan, ist die Burg aller Unruhigen, der Ausgangspunkt der Revolution von 1905.

Seiner Lage nach hätte Odessa eine der schönsten Städte der Welt werden können, und noch ist heute das Bild, das die Stadt bei der Ansahrt vom Schwarzen Meere her bietet, höchst imposant. Odessa liegt nämlich am Rande des großen pontischen Steppenplateaus, das an dieser Stelle etwa 47 Meter über dem Spiegel des Schwarzen Meeres sich erhebt und schroff zu ihm abfällt. So sieht man hoch über dem Wasser den Rand der Platte von einem prachtvollen Boulevard, dem Nikolai-Boulevard, gesäumt; glän-

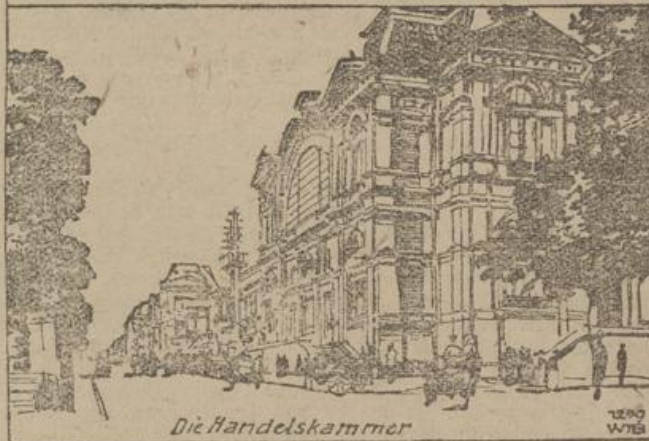


Die Strandpromenade und Nikolai-Boulevard

Ansichten aus Odessa



Die Puschkin-Strasse



Die Handelskammer

zende Gebäude, große Denkmäler, schöne, mehrfache Baumreihen, ein reichbewegtes, elegantes Leben. Von dieser Brachstraße führt die berühmte Granittreppe, wohl die größte der Welt, in zehn Absätzen zum Meere hinab, und hier dehnen sich weithin die vorzüglich gehaltenen und ganz modern eingerichteten Hasenanlagen, hinter deren Wälden sich in Friedenszeiten die Schiffe zu vielen Hunderten drängten und wo die Arbeit unausgesetzt ihr Hochlied sang. Was Odessa bei diesem ersten Anblicke von der Seeferse her verspricht, das hält es nun freilich nicht. Es kann den amerikanischen, den Parbenzug nicht verleugnen. Gewiß, die öffentlichen Gebäude sind stattlich, glänzend sogar, so besonders das Stadthaus und die Börse und das Theater, die sich alle am Südende des erwähnten Nikolai-Boulevards zur monumentalsten Anlage der Stadt vereinigen. Und glänzendere Läden als in der Deribasowskaja findet man in keiner Stadt der Welt. Aber bei alledem ist Odessa keine Stadt, in der man sich wohl fühlen kann. Die Anlage ist ihrem Ursprunge gemäß vollkommen regelmäßig, schematisch, geradlinig, rechtwinklig; nur daß die Gesamttrichtung der Straßen mit Rücksicht auf eine Krümmung, die die Küste an dieser Stelle macht, im Nordteile und im Südteile der Stadt voneinander abweicht. Die Mittellinie bildet die Proobrajskaja, Odessas längste Straße, die die Stadt 2 1/2 Kilometer lang durchstreicht und den etwa ihren Mittelpunkt bezeichnenden Sobornaja-Platz mit der gleich bei der Stadtgründung errichteten Kathedrale kreuzt. Alle Straßen sind breit, und ihren Stolz bilden ihre Baumreihen. Denn Odessa liegt mitten in der kahlen, baumlosen Steppe; jeder Baum mußte hier dem Boden abgerungen, und jedes Stück Bauholz muß in Odessa eingeführt werden. Ueber-

haupt waren große Schwierigkeiten zu überwinden, ehe diese Städtchöpfung lebenskräftig wurde. Die Beschaffung guten Trinkwassers stieß noch bis in die neueste Zeit hinein auf die größten Hindernisse, und ein unbefleglicher Feind Odesjas ist der Staub, der Steppenstaub, den die Stürme durch die breiten Straßen der Stadt jagen. Draußen, in den traurigen Vorhöfen, wo der Straßenbrunn fehlt und die Debe der Steppe sich schon fühlbar macht, da steht man ein zweites, ein anderes Odesja — Odesja von der Nachtseite, Odesja im Negligee der Niederlichkeit, des Schmutzes, des Stenbs. Aber allen Hindernissen zum Trost hat Odesja sich zur herrschenden Metropole des russischen Südens emporgeschwungen, und es wird diesen Rang behaupten. Denn Rußlands reichster Teil sendet ihm seine Bodenschätze zu, und in dem tobenden Odesja setzen sie sich in die Millionen um, die hier ihren gefährlichen Tanz vollführen.

Frühlingsaberglaube.

Von Edmund Scheibener.

Mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widder läßt die Astronomie am 21. März den Frühling beginnen.

Längst ersehnte der Mensch das Nahen der wärmeren Jahreszeit, das Erwachen der Natur, und so darf es nicht wundernehmen, wenn eine so ereignisreiche Zeit auch im Volksglauben eine große Bedeutung besitzt. In der Tat ist denn auch im Aberglauben der Frühling eine glückbringende Zeit, und schon die alten Germanen feierten die Tag- und Nachtgleiche durch Opferfreudestifter, suchten die Zukunft zu erforschen und knüpften mannigfachen Glückszauber an das Erscheinen des ersten Storches, der ersten Nachstelze, an das erste Pfauen des Kuckucks und das erste Erblühen vom Weiden und Schneeglöckchen, Gebräuche, die, so alt sie sind, sich bis heute mehr oder weniger erhalten haben, denn noch immer sucht das Volk aus den mannigfachen Erscheinungen, mit denen der Frühling sein Kommen verkündet, Zukünftiges zu erforschen, das Glück an sich zu fesseln und das Unglück abzuwenden.

Wenn man in Böhmen sich mit den ersten Schneeglöckchen, das man findet, die Augen ausreibt, so werden sie das ganze Jahr nicht krank und kranke Augen gesund, und vor Fieber bewahrt man sich, wenn man das erste Weiden kaut. In Ostpreußen schneidet man im Frühling einen ergrünenenden Dajestrod und macht damit, wenn es zum ersten Male donnert, über jedem Getreidehaufen seiner Vorräte ein Kreuz, wodurch das Getreide jahrelang sich erhält, ohne je unbrauchbar zu werden.

In Ostpreußen, Waldeck, der Wetterau und in Franken bestreicht man sich um von Sommerprossen verschont zu werden, mit dem ersten jungen Gänseblümchen, das man sieht, das Geicht, und wenn man in der Lausitz im Frühjahr die erste Schwalbe sieht, so wird man nach dem Volksglauben unter seinem rechten Fuße eine Kugel finden, welche einen das ganze Jahr durch vor Kopfschmerzen bewahrt.

Der Kuckuck stand ursprünglich zu Donar in Beziehung und war ein Göttervogel, und daraus erklärt sich auch, daß er in späterer Zeit schließlich ein Vogel des Teufels wurde, da die meisten, ursprünglich Donar zugeschriebenen Eigenschaften in der späteren christlichen Zeit auf die innere Macht des Bösen, den Teufel, sich übertrugen. Lebensarten, die darauf deuten, haben sich bis heute erhalten, wie: „Hol dich der Kuckuck“ und die Rede: „Das weiß der Kuckuck“ rührt davon her, daß einst wie noch heute der Kuckuck als ungemein klug und weisend galt. Deshalb bringt sein Ruf die Erfüllung der verschiedensten Wünsche, sein erster Ruf ist Zauberzeit. Er ist der von den Göttern und besonders Donar gesandte Frühlingsbote. Niemals verließ diese Erinnerung das Volk, und darauf ist es wohl zurückzuführen, daß der Tag, an dem man auf eigenem Gebiet den Kuckuck hörte, in Westfalen ein Feiertag war, und wer ihn anmeldete, bekam ein Ei, das er kochte. Des Kuckucks Weisheitskunst bezeugen die Volksliten sehr oft. Wenn man ihn im Frühling zum ersten Male hört, so gibt nach allgemeinem Glauben die Zahl seiner Töne die Jahre an, die man noch zu leben hat. — Häufig wird der vielwissende Vogel in Reimsprüchen ausdrücklich darüber befragt. Allgemein fehlt einem das Geld in der Tasche, wenn man beim ersten Kuckuckruf keines bei sich trägt, hat man aber welches, so geht es das ganze Jahr durch niemals aus, und hat man nach tödlichem Glauben Hunger dabei, so läßt er einen das ganze Jahr nicht. Ueberall soll der Kuckuck durch seinen Ruf den Buben und Mädchen andeuten, wie lange sie noch ledig bleiben. In Böhmen bedeutet es Glück, wenn man beim Ausgehen den Kuckuck hört, dem Diebe aber bringt's Unglück, auch bedeutet es Glück, wenn sein Ruf von Ofen, Unglück, wenn er von Westen kommt. Wer im Vogtlande beim ersten Kuckuckruf harsch ist, der bekommt böse Fische.

Auch der Storch zieht im Frühling, oft schon sehr frühe, wieder ein, freudig begrüßt von der Dorfjugend. Seit uralten Zeit ein heiliges Tier, war er dem Donar geweiht, wohl infolge seines roten Schnabels und der roten Beine, die an die Farbe des Blutes gemahnten. Deshalb auch der Glaube, daß er das Haus, darauf er nistet, vor Blitz und Feuer beschützt. Niemand darf ihn daher töten, noch sein Nest zerstören, vielmehr legt man dem „Serrgottsvogel“ ein Wagentrad auf das Dach, um ihm das Nisten

zu erleichtern und ihn vor das Haus zu fesseln. Wie der Kuckuck, weiß und sieht er alles, und sein Klappern bedeutet etwas, und so gibt er richtige Wahrsagungszeichen. In Mecklenburg, Brandenburg, in Hannover, Oldenburg und Westfalen herrscht allgemein der Glaube, daß, wenn ein Mädchen im Frühling zum erstenmal einen Storch sieht, der fliegt, es fleißig werde. Klappert der Storch aber, so wird das Mädchen tölplich, zerbricht viel Gerät, fliehet der Storch aber aufrecht da, so wird das Mädchen faul. Nach dem Volksglauben der Altmark kommt ein Mädel, das den ersten Storch fliegen sieht, auf den Brautwagen, sieht sie den Vogel stehen, wird sie zu Wetter gegeten. Im Oldenburgischen bedeutet es Glück, den ersten Storch fliegen zu sehen, steht er aber auf dem Felde, so bedeutet es Unglück. Sieht man den ersten Storch sich putzen, so wird man im gleichen Jahre krank oder muß gar sterben. Eine Krankheit kommt ins Haus, wenn er traurig auf einem Bein vor dem Hause steht, tut er dasselbe hinter dem Haus, so stirbt jemand. Nistet der Storch erst vorn auf dem Hause, so gibt's eine Hochzeit, nistet er hinten, so gibt's eine Beiche. Hat man in Norddeutschland Geld in der Tasche, wenn man den ersten Storch sieht, so fehlt einem das Geld das ganze Jahr nicht.

In Oldenburg und Böhmen geht die Meinung, daß man, wenn man im Frühling den ersten Frosch im Wasser sieht, viel weinen werde, jedoch viele Freude habe, wenn man den Frosch im Gras sieht.

Euch sonst wird im Frühling allerhand merkwürdiges Zeug getrieben. Der Oldenburger glaubt Stärke zu erlangen, wenn er eine gut verkorkte Flasche Wein in einem Umreifsbauhen verscharrt, diese ein Jahr lang darin liegen läßt und ihn dann trinkt. Vor Kreuzschmerzen bewahrt man sich, wenn man sich im Frühling beim ersten Donner dreimal rückwärts auf die Erde wirft und den Körper darauf herumwälzt. In Böhmen schützt man sich vor Deiterkeit, wenn man im Frühling beim ersten Quaken der Frösche tüchtig mitfährt.

Büchertisch.

— Hochland, Monatschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Prof. Karl Muth. 30. Köstliche Buchhandlung, Kempten und München. Vierteljährlich 4.50 Mark. — Inhalt des Märzheftes: Konstantin Franz. Nachtragliches Gedendblatt zu seinem 100. Geburtstag. Von Univ.-Prof. Dr. R. Helmman. — Mari Madlen. Ein Roman aus der Rhön. Von Leo Weismantel. — Peter Dilles Persönlichkeit. Von Firmin Coar. — Vom kulturellen Wiederaufbau Europas. Von Dr. Max Scheler. — Einblicke aus Kiev. Von Johann Georg Herzog zu Saargau. — Kritik: Deutscher und französischer Katholizismus. Von H. B. Recht, Verwaltung und Politik im neuen Deutschland. Von Justizrat Dr. J. Schörring. — Stegemanns Geschichte des Kriegs. Von Generalmajor Fr. Otto. (Sie Heise. Von H. B. —

— Die Schaubühne, Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 11 ihres vierzehnten Jahrgangs: Ot und West, von Germanicus; Ludwig Stein, von Johannes Fischart; Brief an den Herausgeber, von H. v. Gerlach; Strindberg-Dramaturgie, von Eugen Miksa; Der Raimund als Millionär, von Alfred Polgar; Seeschlacht, von S. J.; Die letzte Rede, von Hans Georg Richter; Zeitgeföhle, von Hermann Kesser; Leipzig und Mersele, von Vorarius; Antworten.

— Die Weltliteratur. „Weidmanns Heil“, mit diesem uralten Ruf der Jägerkreise begrüßt die soeben erschienene Nummer der „Weltliteratur“ (Verlag C. F. Hirth, München 2) ihre vielen Freunde, und im Zeichen dieses frischen Grusses erscheint ein sehr gewandter Erzähler und frohlicher Jäger auf dem Plan: Friedrich Gerstäcker. Sein „Weidmanns Heil“, aus dem „Die Weltliteratur“ in der köstlichen „Sanjagd“, in der Erzählung „Die Freikugel“ und in dem „Moralischen Jäger A-B-C“ mit einigen echten Gerstäcker-Proben in Reim und Prosa aufwartet, läßt harmlos frohliche Tage vor dem Leser erscheinen. Diese Nummer ist außerdem noch mit vielen prächtigen Zeichnungen geschmückt.

Gleichklang.

Ach, ich hab's, drum fehlt mir was,
Und es drückt mit großer Wucht!
Auch in andrem Sinne drückt's,
Und just dasselbe wird gesucht.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Schieberätsels in voriger Nummer:

Tabellen
Dünaburg
Forellen
Marktkorb
Belagerung
Bulgarien